

Rühre mich nicht an!

Autor(en): **Ragaz, Leonhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **38 (1944)**

Heft (4): **April-Sendung**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-138466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rühre mich nicht an!

„Maria aber stand draußen an der Grabeshöhle und weinte. Im Weinen schaute sie in die Grabeshöhle und erblickt zwei Engel, in weißen Gewändern dafitzend, den einen zu Häupten, den andern zu Füßen, wo der Leib Jesu gelegen hatte. Dieselben sagen zu ihr: ‚Weib, was weineft du?‘ Sie fagt zu ihnen: ‚Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wohin sie ihn gelegt haben.‘ Nachdem sie das gefagt, wendet sie sich um und sieht Jesus stehen, weiß aber nicht, daß es Jesus sei. Spricht zu ihr Jesus: ‚Weib, was weineft du? Wen fuchft du?‘ Sie, meinend, daß es der Hüter des Gartens sei, fpricht zu ihm: ‚Herr, wenn du ihn weggebracht hast, fo fage mir, wo du ihn hingelegt, und ich will ihn holen.‘ Spricht zu ihr Jesus: ‚Maria!‘ Sie aber wendet sich um und fagt auf hebräifch: ‚Rabbuni.‘ (‚Mein Meifter.‘) Spricht zu ihr Jesus: ‚Rühre mich nicht an; denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater. Gehe aber zu meinen Brüdern und fage ihnen: ‚Ich fahre auf zu meinem Vater und zu Eurem Vater, zu meinem Gott und zu Eurem Gott.‘ Maria Magdalena geht und verkündigt den Jüngern: ‚Ich habe den Herrn gefehen und folches hat er zu mir gefagt.‘“

Evangelium Johannis 20, 11—18.

Vielleicht neben der von dem Gang nach Emmaus, die ihr nahe verwandt ist, die ergreifendfte der Auferftehungsgeschichten, welche feinen Sinn in vielfacher Gestalt auskündend, das offene Grab umgeben, ist die von der Erfcheinung Christi an Maria Magdalena. Frühmorgens, noch im Dunkel, ist sie zum Grabe gekommen, worin man vor „drei Tagen“ ihren geliebten Meifter, ihren Retter und Erlöser, gefenkt. Sie hat das Grab offen gefunden. Aber das ist ihr nicht, wie den beiden Aposteln, denen sie diese Kunde gemeldet, eine erschreckend *frohe* Botschaft. Sie sieht nur das leere Grab und die Grabtücher, aber nicht die Auferstehung. Vielmehr meint sie, der geliebte Leichnam sei weggenommen und anderswohin gebracht worden. Und nun ist ihre Trauer erst recht groß. Sie weint und weint. Ist sie denn, die Jüngerin, weniger zum Glauben willig als die Jünger? Ist die Seele der Frau nicht in höherem Grade als die des Mannes der zarten Ahnung und auch des leidenschaftlichen Glaubens fähig? Gewiß ist das auch die Seele der Maria. Aber was sie mehr hat als die Männer, das ist das Bedürfnis, ihren Meifter mit Augen zu sehen, ihn zu fassen, ihn fichtbar und greifbar nahe zu haben. Es genügt ihr nicht, wie den Aposteln, den Auferstandenen fozufagen (man erlaube diesen Ausdruck) als *Idee* zu erkennen und zu glauben, sie will ihn fo haben, wie er vorher gewesen ist, greifbar, innig nahe. Wenn sie nur wenigstens den geliebten Leichnam umfassen, ihn mit den Salben ihrer Liebe einbalsamieren und mit den Grabtüchern ihrer Treue umhüllen könnte!

Inzwischen steht der Auferstandene hinter ihr, und er fpricht zu ihr: „Weib, was weineft du? Wen fuchft du?“ Sie aber erkennt ihn nicht. Es ist ja auch noch das Halbdunkel des Frühmorgens. Sie hält

ihn für den Gärtner und spricht zu ihm: „Herr, wenn du ihn weggebracht hast, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast, daß ich gehe und ihn hole.“ So stark haftet sie immer noch an dem, was gewesen ist und am Sichtbaren und Greifbaren. Da spricht Jesus zu ihr: „*Maria!*“ Nur dies eine Wort. Aber er spricht es auf eigene Weise. Er spricht es „hebräisch“,¹⁾ das will heißen: in der Sprache, in der er vorher zu ihr geredet hat, sozusagen im Dialekte; er spricht es mit dem geliebten Tone, an den sie aus dem Verkehr der Jünger mit ihm gewöhnt ist, mit diesem persönlichen, diesem besonderen Ton, worin das ganze Verhältnis, das zwischen ihnen bestand, ausgedrückt ist. „*Maria!*“ Daran erkennt sie ihn sofort, und überwältigt antwortet ihre Seele: „*Rabboni!*“ (mein Meister!), spricht sie den Namen aus, den sie ihm immer gegeben hat. Nun ist die alte Verbindung zwischen ihnen wieder hergestellt. Nun ist er ihr wiedergegeben und sie ihm. Nun ist in ihrer Seele die Osterfonne aufgegangen. Sie stürzt vor ihm nieder, um seine Kniee zu umfassen, um ihn wieder ganz zu haben und nie mehr zu lassen. Er aber wehrt ihr das und spricht zu ihr das überraschende Wort: „*Rühre mich nicht an!* Denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater.“ Ein seltsames Wort! Was ist wohl sein Sinn? Offenbar der: Die Auferstehung Jesu ist sozusagen noch nicht fertig. Noch haftet auch er an der Erde, am Vergangenen. Noch ist er selbst in der Nähe des Grabes. Noch ist sein Leib nicht irdisch faßbar. Er muß zuerst aufsteigen zum Vater. Von dort her kann er dann, als der vollendet Auferstandene, zu den Jüngern kommen, mit ihnen essen, sich von Thomas die Hände in seine Seitenwunde und in die Nägelspuren an den Händen und Füßen legen lassen. Für jetzt muß es Maria genügen, ihn gehört und gesehen zu haben. Sie soll ihn aber nun nicht *festhalten* (auch das bedeutet das „*Rühre mich nicht an!*“). Er muß weiter, zum Vater, der alles vollenden wird. Maria muß ihn eine Weile lassen, um ihn dann ganz wieder zu haben. Sie soll aber das „*Maria!*“ nicht vergessen. Sie soll davon den Brüdern verkünden, ihnen sein Wort übermitteln: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ Sie aber eilt zu ihnen mit dem Freudenruf: „Ich habe den Herrn gesehen und solches hat er zu mir gesagt.“

Es ist nicht meine Absicht, das ganze gewaltige Auferstehungsthema an Hand dieser Geschichte aufzurollen. Vielmehr möchte ich sie, freilich auf dem Hintergrund der Auferstehung, als Teil einer Reihe von Betrachtungen benutzen, die alle den Zweck hatten, uns in Not und Dunkel dieser Zeiten ein wenig Licht zum Verstehen und Kraft zum Aushalten zu verschaffen. Denn auf wunderbare Weise zeigt sie uns, worauf es dabei wesentlich ankommt.

Wenn ein tiefes Leid über uns gekommen ist, wenn wir einen

¹⁾ Es ist, genauer gesagt, das dem Hebräischen verwandte Aramäisch.

schweren, einen unser Leben scheinbar völlig des Sinnes und Wertes beraubenden Verlust erlitten haben, oder wenn wir, auch abgesehen davon, im Dunkel erst nach dem Inhalt unseres Lebens suchen, nach seinem Sinn und seinem Plan, dann wandern wohl unsere Gedanken hin und her wie die der Maria im Garten des Ostermorgens. Wir sehen das Verlorene und möchten wenigstens die Erinnerung daran festhalten. Wir möchten das Vergangene wieder so haben, wie es war. Oder auch raten wir, wenn wir an einem *Anfang* stehen und das Neue suchen, das unser Leben leiten und aus dem Dunkel führen soll, mit dem Verstande hin und her, wie das wohl sein könnte. Es steht schon, wie Jesus hinter Maria, für uns bereit. Aber mit unseren suchenden und fragenden Ueberlegungen können wir es nicht fassen. Wir vermögen Christus nicht zu erkennen. Wir vermögen die Ueberwindung des Verlustes nicht zu fühlen. Wir sehen nur das offene Grab, sehen die Grabtücher, sehen aber nicht den Auferstandenen. Das Neue, das uns anspricht, erkennen wir nicht. Es ist uns etwas Fremdes. Es hat nur mit dem Vergangenen, dem vor Augen Liegenden zu tun.

Da kommt zu uns das „*Maria!*“ Es kommt zu uns die ganz persönliche Anrede Gottes, des Herrn und Vaters. Es kommt zu uns die Stimme, die wir so oft gehört haben, und spricht: „Ich bin *da*. Ich bin es. Weine nicht!“ Es ist eine Stimme, die über alles Verstehen des Verstandes hinausgeht und die doch aus Todesdunkel und Lebensdunkel deutlich spricht: „Ich bin es! Es ist nicht alles fertig. Ich bin vor dir. Traue mir! Ich habe Gedanken des Friedens mit dir und nicht des Leides und gebe dir das Ende, auf das du hoffest.“ Sie kommt zu uns, wenn wir am Anfang eines Weges stehen, diesen im Dunkel suchend, und spricht: „Blicke vorwärts! Blicke aufwärts! Ich zeige dir ein Ziel; ich gebe dir eine Verheißung. Ich schaffe dir einen Weg. Ich habe mit dir einen Plan. Halte daran im Vertrauen fest. Ich bin es!“

Das ist die Weise, wie Gott zu uns kommt. Das ist die Weise, wie er im Verlorenen zu uns kommt und wie er in unserem Suchen uns auf unseren Weg ruft. Nicht mit grübelnden Gedanken ist es zu fassen: es ist ein Gruß; es ist ein Ruf; es ist eine Offenbarung; es ist unbegreiflich und doch wirklicher als alle Scheinrealitäten. Es ist das „*Maria*“ der Liebe unseres Gottes, welche zu uns sagt, daß wir sein Kind sind. „Dennoch!“ Auch dieses „*Maria!*“ hat einen ganz individuellen, einen ganz persönlichen Klang. Es kann es nur diejenige Seele verstehen, welche schon etwas von Gott weiß, welche Gott schon kennt, und sei es zunächst auch nur durch das Suchen. Die Seele hat vielleicht dieses „*Maria!*“ schon oft vernommen und nun versteht sie es. Sie versteht es vielleicht aber auch, das dürfen wir wohl hinzufügen, bevor sie in den langen Verkehr mit dem Vater getreten ist; denn es ist die Stimme des *Vaters*.

Diese Stimme zu hören, diesen Ruf zu vernehmen und daran zu glauben, das ist das Wesentliche des Lebens. An dieser Grunderfahrung

muß festgehalten werden, auch gegen allen Augenschein, gegen alle Anfechtung von außen oder von innen. Dieses Unfaßliche, ja Unglaubliche für Wahrheit zu halten, ihm zu vertrauen, ihm nachzugehen, auch durch das tiefste Dunkel, *das* ist die große Aufgabe des Lebens. Und wenn alles dagegen spräche, wenn Enttäuschung über Enttäuschung erfolgte, wenn zeitweilig alles verloren schiene, dennoch daran festhalten, das heißt den Sieg gewinnen; das heißt das Wunder erleben. Das ist die Auferstehung aus jedem Verlust und Tod; das ist die Oeffnung jedes Grabes zum Leben; das ist *das* Ziel und *der* Weg; das ist das immer neue Ostern. Davon gilt das einfach große Wort: „Wirf dein Vertrauen nicht weg, welches eine große Verheißung hat.“ (Vgl. Hebräer 10, 35.)

Befonders auch müssen wir den Fehler vermeiden, den am Anfang Maria begeht: das wir uns an das *Vergangene* klammern, es wieder haben möchten und darüber das nicht sehen, was wir neu haben können und sollen. Damit binden wir uns an das Grab. Wir sollen aber vom Grabe weg auf die Auferstehung blicken, wenn sie uns auch in einer Gestalt erscheint, die wir noch nicht als solche erkennen können, vielleicht weil unsere Augen noch zu stark durch die Tränen verdunkelt sind. Vom lebendigen Gott aus, der uns in dem lebendigen Christus begegnet (und das ist ja der Sinn von Ostern!), kann und soll unser Leben eine immer neue Auferstehung sein.

Damit stoßen wir auch auf den Haupt Sinn unserer Ostergeschichte. Denn fast ebenso wichtig wie das „Maria!“ ist das „*Rühre mich nicht an!*“ Und wir wollen in dieser Betrachtung darauf das Hauptgewicht legen. Wir dürfen das, was uns auf diese Weise als Trost für Verlorenes, oder als Berufung zu Gottes Ziel und Weg für uns erscheint, nicht mit den allzu groben Händen unseres Verstandes anfassen wollen. Wir dürfen, besser gesagt, es nicht schon als für die verstandesmäßige Ueberlegung und Berechnung völlig erkennbar, faßbar, realisierbar betrachten. Es steht noch im Morgendunkel vor uns. Wir können seine genaue Gestalt noch nicht erkennen. Wir hören vorläufig nur die Stimme, vernehmen den Ruf, sehen das Licht am Himmel, sehen im Dunkel den Morgenstern — nicht mehr. Mehr *sollen* wir auch nicht wissen. Es muß der Seele das „Maria!“ genügen und es genügt auch!

Das gilt auch, wenn wir um einen geliebten Toten geweint haben und uns dann gewiß geworden ist, daß er *lebt*. Auch das ist eine Wahrheit, die wir nicht versuchen wollen, mit allerlei Verstandesüberlegungen zu stützen und festzuhalten; es ist zunächst ein Gruß, ein Ruf bei Namen, eine Erscheinung am Osterfrühmorgen. Daran muß uns genügen. Der vertraute Verkehr der Seele mit dem Geschiedenen und doch Anwesenden, dem Toten und doch Lebendigen, dem Fernen und doch Nahen kann einer Ordnung Gottes gemäß erst nach einer weiteren Entwicklung eintreten.

Denn es gilt auch für uns das Wort: „Ich bin noch nicht aufgefahen zum Vater“ und das: „Ich muß weiter; halte mich nicht auf!“ Das, was uns gegeben wird, ist uns zwar als Wahrheit, aber zunächst im Gewande der *Verheißung* gegeben. Es muß noch vielerlei geschehen, bis es konkrete Wirklichkeit geworden ist. Es muß noch zum Vater empor, zu unserem Gott und dem Gott der Brüder. Es muß im Zusammenwirken Gottes und unser selbst wachsen, reifen, Gestalt annehmen. Es muß durch allerlei Erfahrungen und Entwicklungen hindurch, auch durch Irrtum, Enttäufchung, Niederlage, und kann vielleicht bloß dadurch zu seiner echten und letzten Gestalt gelangen. Und Aehnliches gilt auch für unser Verhältnis zu den verlorenen und wiedergefundenen Geliebten. Es muß noch eine *Geschichte* ablaufen, bis wir sie *ganz* haben können. Nur daß wir das „Maria!“ nicht vergessen! Nur daß wir der Stimme trauen und immer wieder trauen! Aber noch einmal: Dieses „Maria!“ kann und soll uns auch für jetzt genügen. In ihm haben wir schon Auferstehung und Leben; mit ihm Ostertag. Mit ihm können schon die Tränen trocknen; mit ihm kann schon an die Stelle der Trauer die Freude treten und können wir an *unserem* Orte, in *unserem* Auftrag, mit Worten oder lieber noch ohne Worte, freudig den Brüdern verkündigen: „Ich habe den Herrn gesehen und dieses hat er zu mir gesagt.“ Und zwar nun nicht bloß in bezug auf unser persönliches Leben, sondern vor allem auch in bezug auf die *Sache Gottes*.

Denn was wir zunächst am Erleben des Einzelnen erläutert haben, das gilt ebenso und in noch gewaltigerem Stile von der *Sache Gottes*. Und es ist gerade für unsere heutige Lage wichtig, entscheidend wichtig, das zu wissen und zu verstehen.

Wir stehen heute am Grabe von so vielem, was uns lieb und teuer war, ja, in gewissem Sinne, von allem: am Grab des Friedens, der Freiheit, des Rechtes, der Menschlichkeit, ja am Grabe Christi. Wir stehen da mit dem sehnfüchtigen Verlangen, daß dieser Verlust aufgehoben werde. Wir sehnen uns aber auch nach einer *neuen* Ordnung im wahren Sinne dieser Losung, einer Ordnung des Friedens, des Rechtes, der Freiheit, nach einer neuen Offenbarung Gottes und der Wahrheit Christi. Wir tun es jeder auf seine Art; die einen tun es mehr auf „religiöse“, die andern auf mehr „weltliche“ Art. Es kann auch sein, daß wir uns an das klammern, was dahin ist und davon möglichst viel festhalten möchten, daß wir den verloren geglaubten Leib haben und pflegen möchten. Wenn wir uns aber — wie wir sollen — der Zukunft zuwenden, dann verfallen wir leicht in einen Irrtum ähnlich wie die Maria. Wir überlegen mit unseren Gedanken, *wie* denn das alles kommen könne, Friede, Recht, Freiheit, Christus, das Reich Gottes. Wir geraten vielleicht in ein Konstruieren hinein. Es genügt uns sozusagen nicht die Idee der Auferstehung der Welt — und wir haben damit recht — wir möchten sie greifbar vor uns haben,

sie mit Händen fassen. Aber mit allem Suchen und Fragen gelangen wir nicht zu einer osterfrohen Gewißheit dieser kommenden neuen Welt, sondern bleiben trauernd und zweifelnd am offenen Grabe und sehen auch die neue Gestalt der neuen Welt nicht, die schon dem Grabe entstiegen ist.

Denn das ist nicht der Weg zu dieser Auferstehung. Auch hier hilft uns nur, um zunächst wieder damit zu beginnen, das „Maria!“. Ich meine: Wir können die neue Welt, nach der wir verlangen, nicht mit Verstandesüberlegungen allein erfassen; sie muß unserer Seele als Intuition aufgehen, als hohe Ahnung, als Offenbarung; sie muß uns durch die Stimme unseres Gottes verheißen und verbürgt werden, dieses Gottes, den wir kennen, von dem wir Erfahrung haben, von dem wir wissen, daß er lebt; sie muß uns durch jene Gewißheit der Seele verbürgt werden, die aus der letzten und obersten Wahrheit stammt, mögen wir diese im übrigen so oder so nennen. Sie muß uns, in diesem hohen Sinne, *Glauben* sein. So allein wird alle wesentliche Erkenntnis und Gewißheit geschenkt. Sie wird nicht mit dem Verstande ergrübelt. Sie wird auch keiner Wissenschaft geschenkt und ihr vielleicht am wenigsten; sie kommt als Gruß Gottes zu uns. Wenn das aber geschehen ist — sei's in „religiöser“, sei's in „weltlicher“ Form — dann müssen wir daran festhalten mit aller Kraft der Seele. *Das* ist die Wahrheit, alles andere, das uns beirren will, ist Trug. Daran müssen wir festhalten gegen allen Augenschein; aller echte Glaube ist immer mit der Paradoxie, oft auch mit dem Aergernis, verbunden. Wir müssen festhalten auch in Enttäuschung und Niederlage. Das ist immer und ewig der Weg zum Siege; das ist immer und ewig der Weg zum Ostertag und Osterglanz. Auch auf dieser Linie gilt — und erst recht — die Mahnung: „Werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Verheißung hat.“

Aber auch hier gilt das „*Rühre mich nicht an!*“ Wir dürfen auch die verheißene neue Welt nicht mit den groben Händen des Verstandes oder gar der Wissenschaft festhalten wollen. Ich meine nicht, daß wir den Verstand nicht brauchen sollten, oder daß Wissenschaft wertlos sei, wenn es gilt, die neue Welt aufzubauen, sondern nur, daß sie uns die neue Welt so wenig konstruieren können, als sie imstande sind, sie zu verbürgen. Diese neue Welt kann wohl recht anders sein, als wir es uns jetzt denken. Es gilt auch hier das Wort: „Ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater... Ich fahre auf zum Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ Diese neue Welt muß in *Gott* befestigt, muß von ihm bestätigt werden. Sie hat noch nicht die volle Kraft der Verwirklichung. Es muß auch für sie noch vieles wachsen und reifen. Christus muß noch *weiter*. Es muß noch durch allerlei Entwicklungen und Erfahrungen gehen, auch durch Enttäuschungen und Niederlagen. Die neue Welt wird anders sein, als wir jetzt denken, aber vielleicht größer und herrlicher. Wir dürfen namentlich

nicht versuchen, die neue Welt gleichsam in der Gestalt der alten festzuhalten. Wir dürfen nicht im offenen Grabe den geliebten Leib der alten Form der Wahrheit vermissen, sondern nach dem Auferstandenen ausschauen, der eine neue und erhöhte Gestalt haben muß. Wir müssen in die neue Welt hinein *Gott* nachgehen, dem lebendigen Gott, und in ihm dem lebendigen Christus. Wer einfach eine vergangene Gestalt der Wahrheit, der Sache Gottes und des Menschen, festhalten will, der bindet sich an ein Grab und verfällt damit dem Tode, dem Absterben, der hält bloß die Grabtücher fest und erkennt nicht den Auferstandenen. Jede echte Wahrheit, jede große Sache Gottes lebt und gestaltet sich nur von Auferstehung zu Auferstehung. So will es der Lebendige, der die Auferstehung und das Leben ist. Wir können und sollen die neue Welt, unsere Sache und die Sache Gottes, nicht mit Händen fassen und in einer bestimmten Form haben und *festhalten* wollen, wie Maria zuerst Jesus haben und festhalten will. Es muß uns genügen, zu wissen, daß sie *kommt*. Es muß unserer Seele genügen, das „*Maria!*“ vernommen zu haben. Dieses im Herzen dürfen wir getrost sein. Unsere Tränen über all das schwere Geschehen und all das schwere Verlieren dürfen trocknen. Ostertag darf in unseren Herzen aufglänzen, immer wieder aufglänzen. Und freudig dürfen wir — in diesem Sinne — es auch den Brüdern, den ängstlichen, erschrockenen, kleingläubigen („*Sie halten es für Märlein*“; vergleiche Lukas 24, 11) verkündigen: „*Ich habe den Herrn gesehen und das und das hat er mir gesagt.*“ Wir dürfen, was wir sollen, Osterboten, Zeugen der Auferstehung sein, Zeugen der Wahrheit.

Leonhard Ragaz.

Zur theologischen Lage

I.

Ich muß den Lesern wieder einmal — es ist seit dem letztenmal schon lange her — ein Stück Theologie zumuten. Eigentlich bloß den theologischen oder theologisch Interessierten, die andern können es auf der Seite lassen.

Der Grund ist der: Man weiß von dem Streit (oder darf man sagen: Kampf?), der seit Jahrzehnten zwischen den „Religiös-Sozialen“ und den „Dialektikern“ (beide Namen sind gleich unzutreffend) besteht und eine Sache, die sonst eine große Verheißung gehabt hätte (vielleicht trotzdem noch eine hat) schwer geschädigt hat. In diesem Streite, und erst recht wenn es ein Kampf sein soll, ist die erste Bedingung für eine fruchtbare Austragung, daß man einander kenne und dem Andern nicht Unrecht antue, so weit wenigstens, als man das vermeiden kann.

Der Schreibende hat sich denn auch, soweit die ewige Bedrängnis seines besonderen Kampfes es erlaubte und keine besonderen Hem-